

tion gegen die Missionsbemühungen der Juden bei den Heiden (Proselytismus).

Für das Verhältnis der christlichen Kirchen zu den Juden wurde die Auffassung mancher Kirchenväter massgeblich, der Bund sei von den Juden auf die Christen übergegangen, der »Neue« Bund habe den »Alten« abgelöst. Diese Meinung wurde insbesondere für die christliche Gesellschaftsordnung in Europa bestimmend, in der die Juden wegen ihres »Unglaubens« den Christen untertan sein sollten (wie Esau dem jüngeren Jakob).

Im frühen Mittelalter gab es zwar Gesetze zum Schutze der Juden, doch die Mehrzahl der Gesetze lief auf eine Zurückdrängung der Juden aus einem grösseren Einflussbereich hinaus. Verfolgungen, Zwangstaufen und Beraubung der wirtschaftlich meist besser situierten Juden (die das schmutzige Geldgeschäft zu besorgen hatten) kamen dann insbesondere in der Zeit der Kreuzzüge auf. Zugleich bemühte man sich, durch kirchliche Gesetze die Juden von den Christen zu unterscheiden und zu trennen, denn die »widerspenstigen und ungläubigen Juden« sollten auch im wirtschaftlichen und sozialen Bereich von ihrer »Verwerfung« Zeugnis ablegen.

Für die Reformation war die Stellung Luthers wichtig. Zunächst hat Luther die Juden aus seinem Verständnis des Evangeliums heraus als Brüder eingeladen. Aufgrund ihrer tragischen Geschichte, in der sie 1500 Jahre lang von den Christen abgelehnt worden waren, konnten die Juden dieser Hoffnung nicht entsprechen. Darum entstand in Luther eine Reaktion, die ihn im Alter zu einem aggressiven Gegner der Juden machte.

Besonders deutliche Beispiele für den religiösen Antijudaismus finden sich in den seit dem Mittelalter bis heute beliebten Passionsspielen, in denen »die Feinde Christi« durchwegs unsympathisch dargestellt werden (die Pharisäer z. B. als Heuchler und Intriganten); ähnlich negativ war auch die Darstellung der Juden auf gotischen Tafelbildern. Ausfluss des religiösen Antijudaismus waren auch die Ritualmord-Vorwürfe, die schon damals selbst von Päpsten und Fürsten als unbegründet zurückgewiesen, von der späteren Forschung (20. Jahrhundert) aber eindeutig als unwahr erkannt und als Versuch verstanden wurden, für verschiedene Katastrophen die Juden verantwortlich zu machen und von eigenem Versagen abzulenken.

Seitdem die Juden im Mittelalter aus den sogenannten »ehrlichen« Berufen in die Rollen der Geldverleiher und verachteten Wanderhändler verdrängt wurden, hielt sich der *wirtschaftlich-soziale Antijudaismus*. Der wirtschaftliche Erfolg der Juden, die Last der Zinsen, die Tatsache, von einem »Ungläubigen« wirtschaftlich abhängig zu sein, führten zu grossen Antipathien. Zudem boten weltliche und kirchliche Machthaber immer wieder ein schlechtes

Beispiel, da sie sich unrechtmässig jüdische Vermögen aneigneten. So dürften wirtschaftliche Interessen noch häufiger für die Judenverfolgung ausschlaggebend gewesen sein als die religiösen Motive.

Die schlimmste und zugleich unsinnigste Form der Judenfeindschaft, nämlich der *rassistisch-biologische Antisemitismus*, war dem 19. Jahrhundert und seine Umsetzung in den Holocaust der »Endlösung« dem 20. Jahrhundert vorbehalten. Der französische Graf Gobineau (1816–1882) schrieb der weissen Rasse schon rein biologisch schöpferische Begabung zu. Für Eugen Dühring (1833–1921) war die Schädlichkeit der Juden eine »physiologische« Frage, weswegen auch die Taufe nichts nütze. Houston Stewart Chamberlain (1855–1927) hielt die Juden für eine Rassenmischung, eine Bastardrasse und den Ausbund aller Verworfenheit.

Diese Theorien wurden durch Hitler und seine Propagandisten weitergeführt und mündeten in den grössten Genozid der Weltgeschichte.

Dieser Antisemitismus wurde von der Kirche immer wieder verurteilt, doch war er gerade auch unter Christen verbreitet, was dazu beigetragen hat, dass Hitlers Rassenwahn von vielen nicht rechtzeitig erkannt und sein Einschreiten gegen die Juden von manchen sogar begrüsst wurde. Zur Zeit der »Endlösung« war dann allerdings das nationalsozialistische Gewaltregime so durchorganisiert und wurde jede Kritik mit KZ bedroht, dass kaum eine Möglichkeit bestand, das Unheil der Vergasung in Auschwitz-Birkenau und den anderen Vernichtungslagern im Osten zu verhindern. Einzelne Christen – Priester wie Laien – haben unter Lebensgefahr ihren jüdischen Brüdern und Schwestern geholfen oder ihnen zu helfen versucht; aber der Grossteil der europäischen Juden musste seinen Leidensweg gehen und mit ihnen auch andere Minderheiten wie die Zigeuner. Dass auch grosse Gruppen von Kriegsgefangenen, Widerstandskämpfern und anderen Angehörigen der durch einige Jahre von der deutschen Wehrmacht besetzten Länder sowie viele politische Gegner des Nationalsozialismus in den Konzentrationslagern ums Leben kamen, dass auch in anderen Zeiten und Ländern Judenverfolgungen, Genozide und Verbrechen gegen die Menschlichkeit geschehen sind und noch geschehen, nimmt diesen schrecklichen Ereignissen nichts von ihrer Ungeheuerlichkeit. Sie sollen wenigstens jetzt zum Umdenken und zur Umkehr führen.

Tatsächlich wirken aber bei einzelnen Menschen und Gruppen immer noch faschistische Ideen nach, und es kann gerade dort, wo es keine Kontakte mehr mit Juden gibt (weil nach dem Krieg keine oder nur kleine jüdische Bevölkerungsteile übriggeblieben sind), daraus um so leichter ein latenter Antisemitismus entstehen.

B Dr. Ernst Ludwig Ehrlich: Zum Text der Pastoralkommission Österreichs über »Die Christen und das Judentum«

Auf Einladung des Christlich-jüdischen Kontaktkreises u. a. hat Dr. Ernst L. Ehrlich in einem Vortrag in Wien im Frühjahr 1983 den vorausgehenden Text der Pastoralkommission Österreichs aus jüdischer Sicht kommentiert. Seine Ausführungen sind für die Bildungsarbeit in den Gemeinden deshalb von besonderem Interesse, weil sie deutlich machen, worauf es unseren jüdischen Gesprächspartnern ankommt. Friede und Versöhnung verlangen, dass man die vorhande-

nen Gemeinsamkeiten deutlich sieht und davon ausgeht und dass man die Unterschiede mit Achtung vor der anderen Seite zur Kenntnis nimmt, ohne sie zu verwischen, und den anderen wie auch sich selbst besser zu verstehen lernt. red

Das Problem der Aneignung kirchlicher Texte

In den letzten dreissig Jahren sind zahlreiche Erklärungen über das Verhältnis von Christen und Juden veröffentlicht

worden. Es sind mehr als fünfzig. Es wäre nachgerade langweilig, eine Aufzählung alles dessen bieten zu wollen, was es auf dem theologischen Markte auf diesem Gebiet gibt. Heute wollen wir uns über einen Text der Pastoralkommission Österreichs unterhalten und versuchen, das Besondere seines Inhalts herauszuarbeiten, um an ihm den Fortschritt in unseren Beziehungen aufzuzeigen. Bevor wir diese Aufgabe miteinander unternehmen, ist jedoch eine Anmerkung notwendig: Diese Texte über unser neues Verhältnis zueinander zeugen von einer Beschäftigung mit dem christlich-jüdischen Verhältnis. Das ist natürlich positiv zu werten und durchaus erfreulich. Andererseits hat uns aber die Erfahrung gelehrt, dass Erklärungen dieser Art bei ihrem Erscheinen in der kirchlichen Presse kurz behandelt, von den direkt Beteiligten erleichtert abgehakt werden. Die kirchlichen Autoritäten haben dann das Gefühl, sie hätten nun auch gegenüber diesem Thema ihre Pflicht getan, eine angemessene Leistung erbracht. Daran ist nichts Beklagenswertes, aber das eigentliche Problem besteht in der Wirkung, in der Aneignung solcher Texte. Und hier beginnen allmählich gewisse Zweifel aufzukommen, ob Papiere dieser Art wirklich die erreichen, die sie dringend notwendig hätten. Dazu kommt, dass die Dokumente, so seriös sie sind, immer auch manches *nicht* enthalten, das man erst zwischen den Zeilen lesen muss, also aus ihnen indirekt zu erschliessen hat. Und dabei fehlt es oft an Interpreten. Im übrigen sollte man sich keine Illusionen machen: Der Kreis, der sich dem christlich-jüdischen Dialog widmet, ist bei Juden, Katholiken und Protestanten verhältnismässig klein, und die Mehrzahl der Theologen hat ganz andere Prioritäten. Worum es hier nämlich geht, ist die Notwendigkeit, Exegese und systematische Theologie mit dem jüdischen Selbstverständnis zu verbinden. Diese Aufgabe erfordert weit mehr als nur eine freundliche Absicht gegenüber Juden und Judentum. Wenn es ein Desiderat auf diesem Gebiet wirklich gibt, so ist es dieses, dass mehr Menschen den christlich-jüdischen Dialog als ihre Priorität betrachten, und nicht nur als eine moralische Pflicht, weil man sich vor mehr als 40 Jahren seiner Juden entledigt hatte, so dass man jetzt die Aufgabe empfindet, ihrer wenigstens geistlich zu gedenken und einen gewissen christlichen Zusammenhang mit dem Judentum aufzuzeigen. Mir scheint, dies genüge nicht. Es braucht, um wirklich zum Kern des Dialoges zu kommen, schon ein persönliches Engagement, das sowohl die menschliche Seite einschliesst als auch die fachliche, so dass man wenigstens weiss, worüber man spricht: über ein authentisches Judentum und über ein authentisches Christentum, ohne Synkretismus und ohne Verkürzungen auf beiden Seiten. Dazu gehört auch eine klare und saubere Terminologie ohne Anleihen aus fremden Bereichen. Das ist wichtig, weil sich unsere Terminologien nicht immer decken, so dass man die Worte jeweils genau befragen muss, um ihnen nicht einen Sinn zu unterschreiben, den sie in der entsprechenden Glaubensgemeinschaft gar nicht haben.

Schliesslich kann man natürlich fragen, und diese Frage ist legitim für jede Seite: Welchen Sinn hat ein solcher Dialog?

Antwort: 1. den andern besser kennenzulernen, 2. sich selbst durch die Abgrenzung und durch das Gemeinsame besser zu verstehen, 3. ein neues menschliches Miteinander im für beide Wesentlichen zu ermöglichen, das es früher zwischen Christen und Juden schlechthin nur selten gegeben hat. Wenn früher jüdische und nichtjüdische Menschen zusammenkamen, haben sie sich allzu oft auf dem Boden eines gemeinsamen Nichts getroffen. Unsere leidvolle Vergangenheit hat uns bewiesen, dass diese Basis nicht tragfähig war. Auch auf diesem Hintergrund möch-

ten wir das neue Dokument interpretieren, weil es uns in unserem Dialog tragfähigen Boden unter den Füßen geben soll, und vor allem konkrete Aussagen, die freilich erst anzueignen wären.

Zwei Gefahren

Wir haben als Juden und als Christen zwei verschiedenartige Gefahrenmöglichkeiten. Die Juden wittern in jedem ihnen sich freundlich nähernden Christen, besonders wenn es sich um Theologen handelt, einen verkappten Judenmissionar, der ihnen in Wirklichkeit ihre Identität rauben will. Diese Form jüdischer Paranoia hat ihre Wurzeln in einer jahrhundertalten Geschichte. Juden müssen erst lernen, dass inzwischen bei nicht wenigen Christen ein Wandel eingetreten ist.

Christen wiederum haben angesichts unseres Problems eine eigentümliche Schwierigkeit, und das gilt für Katholiken wie Protestanten in gleicher Weise. Sie pflegen einen scharfen Unterschied zwischen dem sogenannten theologischen Antijudaismus der Kirche und dem modernen biologischen Rassenantisemitismus des 20. Jahrhunderts mit seinen Folgen zu machen. Dieser Bruch zwischen diesen beiden Anti-Phänomenen erscheint uns unerlaubt zu sein, und wir werden zu zeigen haben, in welcher Weise der theologische Antijudaismus der Kirchen in der Form des Rassenantisemitismus der Nazis säkularisiert wurde und insofern einen Wegbereiter dieser Art mörderischer Judenfeindschaft darstellt. Keine Apologetik kann die Verbindung dieser beiden antijüdischen Verhaltensweisen oder Ideologien auseinanderreissen, wie dies oft versucht wird, sehr zum Schaden der Christenheit, weil sie auf diese Weise Verdrängungen vornimmt, die nicht zu ihrem eigenen Heil dienen. Das die Kirche zerstörende Gift wirkt auf diese Weise fort.

Es ist im übrigen erfreulich, dass unser Text bereits im Anfang auf diese verschiedenen Formen der Judenfeindschaft eingeht, ohne sie freilich, was notwendig ist, miteinander zu verbinden. Dem wird auch noch der Antizionismus hinzugefügt, der heute eine besondere Funktion hat: an die Stelle des früheren Antisemitismus zu treten, weil offener Antisemitismus nach Auschwitz vulgär geworden ist. Antizionismus ist der Versuch, die Rolle zu übernehmen, die früher die Judenfeindschaft hatte, wobei natürlich eine Kritik an einer israelischen Regierungspolitik noch kein Antizionismus ist. Ihn kann man eher dadurch definieren, dass man sagt, er bestreite dem Staat Israel das Recht auf Existenz. Im übrigen legen jene Kreise an die Israelis völlig andere Massstäbe an als an jedes andere Volk.

Zur Einleitung des »PKÖ-Textes«

Die Autoren des vorliegenden Textes möchten helfen, Vorurteile abzubauen, eine Besinnung auf das gemeinsame Erbe herbeizuführen, ein besseres Verständnis der Entzweigungsgeschichte zu erreichen, dem Abbau von Antisemitismus bzw. Antijudaismus in Gesellschaft und Kirche zu dienen, die Zusammenarbeit zu fördern, wozu auch ein gemeinsames Zeugnis gehört, schliesslich Haltungen und Handlungen verhindern, die sich weder auf Gott noch auf Jesus berufen können.

Dieser Wunschkatalog ist recht umfassend, und er enthält Beherzigenswertes. Abbau von Antisemitismus und Antijudaismus in Kirche und Gesellschaft erscheint uns dabei die eigentliche Voraussetzung. Johannes Paul II. hat erkannt, dass hebräische Bibel und Neues Testament in einem Dialog miteinander stehen. Nimmt man den paulinischen Gedanken hinzu, den der Papst in seiner Mainzer Rede von 1980 ebenfalls erwähnt, dass niemand den Bund zwischen Gott und Israel je gekündigt hat, so müsste es

eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein, dass Juden und Christen miteinander reden, denn die Juden verkörpern schliesslich den einen Teil der Botschaft, der ebenfalls Wesen des christlichen Propriums ist. Das war allerdings in der Vergangenheit der grosse Anstoss: Die Juden hatten die hebräische Bibel, lebten in ihr, mit ihr und durch sie, und die Christen verleibten sich diesen Teil der Offenbarung ein, ohne sich darüber klarzuwerden, dass diese Juden weiterexistierten und ohne Verkürzung ihre jüdische Identität durchzuhalten versuchten. Daher sind die Beziehungen zwischen diesen beiden Religionen so kompliziert, weil beide auf gleichen Quellen basieren, auf sie pochen. Im Jahr des Lutherjubiläums darf daran erinnert werden, dass hier auch die eigentlichen Schwierigkeiten Luthers mit den Juden lagen: Beide haben die gleiche Schrift, die hebräische Bibel, und beide legen diese Quelle der Offenbarung anders aus und pochen dabei auf einen eigenen Wahrheitsanspruch.

Zu A: Das gemeinsame Erbe von Juden und Christen

Für uns, das gilt für Juden wie für Christen, ist es jeweils ein Test für das Verstehen, ob der andere in dem, was über ihn gesagt wird, sich wiedererkennt. Das ist z. B. der Fall, wenn in unserem Text über den *jüdischen Gott* gesprochen wird, übrigens im Zusammenhang mit dem Bibeltext Dt 6, 4 f., der als eine Art von Glaubensbekenntnis des Juden verstanden wird: »Höre Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einzig.«

Wenn ein Jude stirbt, legt man ihm diese Worte in den Mund. Es würde hier zu weit führen, einen Vortrag über den jüdischen Gottesbegriff zu halten. Eines sei aber festgehalten: Unser Dokument enthält den Gedanken vom gnädigen Gott, vom *Gott als Vater der Menschen*. Es war immer ein für uns schwer nachvollziehbares Vorurteil christlicher Theologen, dass sie nicht in der Lage waren zu erkennen, dass Juden keinen rachsüchtigen Gewitterjahwe vom Sinai anbeten, sondern den einen Gott, der der Vater aller Menschen ist. Diese Vaternvorstellung Gottes sollte früher den Christen allein vorbehalten werden. Es ist erfreulich und wichtig, dass unser Text mit diesem Vorurteil aufräumt.

Entsprechend Röm 9–11 wird erkannt: *Gottes Bund mit Israel* bleibt, selbst wenn Christen glauben, dieser Bund habe in Jesus eine Erfüllung gefunden, wodurch auch die »Heiden Miterben« der Verheissungen geworden sind. Das ist ein gutes Beispiel christlicher Verkündigung, die einerseits den Juden ihre Heilsgüter bestehen lässt, andererseits aber das Eigene christlichen Glaubens einbringt. In ähnlicher Gesinnung wird auch über das *Liebesgebot* gehandelt, das sich im 3. Buch Mose Kap. 19, 18 findet und entsprechend von Jesus aufgenommen und verarbeitet wird. Das Liebesgebot der hebräischen Bibel wurde also ins Evangelium integriert und bildet die ethische Klammer von Judentum und Christentum. Nur wer in seiner eigenen Christologie schwach ist, hat es nötig, den ethischen Wert des Judentums zu bestreiten oder zu verkleinern.

Einen besonderen Fortschritt dieses Textes sehen wir in dem knappen Abschnitt über das *Gottesreich*, über die Hoffnung und Zukunft. Hier hat man es verstanden, einen Teil des jüdischen Selbstverständnisses mit christlichem Glauben zu vereinen, ohne das Eigene des andern in Frage zu stellen. Worum es uns beiden geht, ist die Hoffnung auf das Reich Gottes. »Diese Hoffnung verbindet sich mit der Sehnsucht nach einer gerechten Welt und nach einem umfassenden Frieden für die ganze Menschheit.«

Eine jüdische Entsprechung: das Alenu-Gebet

Wenn wir sagen, in diesem Text erkennt sich auch der Ju-

de wieder, so können wir dafür einen Beleg aus dem täglichen Gebetbuch heranziehen, denn authentischer vermag man das innere Leben eines jüdischen Menschen religiös nicht zu dokumentieren, als wenn man zeigt, was er täglich betet. Da heisst es im sogenannten Alenu-Gebet: »Darum hoffen wir auf Dich, Herr unser Gott, bald die Herrlichkeit Deiner Macht zu schauen, dass die Greuel von der Erde schwinden, die Götzen vertilgt werden, die Welt gegründet wird auf das Königreich des Allmächtigen, und alle Menschen Deinen Namen anrufen, dass sich Dir zuwenden alle Sünder der Erde. Es mögen erkennen und verstehen alle Erdenbewohner, dass sich vor Dir jedes Knie beugen, jede Zunge schwören soll. Vor Dir, Herr unser Gott, werden sie knien und sich niederwerfen und Dir Ehrfurcht entgegenbringen. Alle nehmen sie die Anerkennung Deines Reiches auf sich. Du regierst bald über sie für immer und ewig. Denn Dein ist das Reich, und in Ewigkeit regierst Du in Ehre . . .« Bemerkenswert an diesem Text aus dem jüdischen Gebetbuch ist die Tatsache, dass hier mit keinem einzigen Wort von Israel gesprochen wird, sondern diese Zukunftshoffnung richtet sich an *alle* Menschen. Universeller kann man es nicht formulieren, wenn man von »allen Menschen« redet, von »allen Bewohnern des Erdballs«. Die Zukunftshoffnung ist hier also national entschränkt.

Gemeinsam für Gerechtigkeit und Frieden

Der Inhalt dieses Gottesreiches ist die vollendete Gerechtigkeit und der vollendete Frieden. Diese Botschaft kehrt bei den Propheten in immer neuen Variationen wieder. Für Christen bedeutet Nachfolge Jesu, sich im Geiste Gottes für Gerechtigkeit und Frieden zu engagieren. In diesem Zusammenhang ist es ein schönes Zeichen von Gemeinsamkeit, wenn in diesen Tagen die amerikanische Bischofskonferenz sich in starken Worten gegen die Nuklearbedrohung der Menschen wendet und die Regierungen der beiden Supermächte auffordert, mit diesem irrsinnigen Wettrüsten aufzuhören, das unsere Welt in den Untergang führt. Fast zu gleicher Zeit hat der Synagogue Council of America, die Dachorganisation der drei religiösen jüdischen Richtungen in den USA, die amerikanische Regierung aufgefordert, sich moralisch gebunden für die Beseitigung der Bedrohung eines nuklearen Krieges zu erklären. Der Synagogue Council hat die Herren Reagan und Andropov ersucht, die totale Einstellung der Produktion von nuklearen Waffen vorzunehmen. In dieser Erklärung heisst es u. a.: »Wir alle sind Überlebende von Hitlers Holocaust, und wir haben einen besonderen Sinn für Verantwortung erfahren gegen das Treiben in einen nuklearen Holocaust. Das nukleare Waffenrennen hat die Mittel von der Schlacht gegen Hunger, Krankheit und Leiden abgezogen. Wir müssen unsere Investitionen zur Steigerung der Lebensqualität benutzen und nicht für überflüssige Instrumente des Todes verschwenden. Es ist der Höhepunkt der Dummheit, immer tödlichere Waffen zu entwickeln in einer wirkungslosen Suche nach unechter Sicherheit. Es ist unsere heilige Pflicht, dass wir uns keine Vertrautheit mit der nuklearen Bedrohung erlauben. Das führt nur zu einer Indifferenz gegen die ständig wachsenden Gefahren eines nuklearen Krieges, der entweder absichtlich oder zufällig ausbrechen kann. *Einseitige* Abrüstung würde zu nuklearer Erpressung einladen oder zu einer Aggression. *Gegenseitiges* Einvernehmen bei beidseitiger Abrüstung und Pläne zur Verringerung stellen einen Schritt für die Aussicht auf Frieden dar. Die amerikanischen und sowjetischen Führer sollten viel kraftvoller für Abkommen arbeiten, welche dafür sorgen, die Verbreitung von Nuklearwaffen zum Stillstand zu bringen.«

Sie mögen fragen, warum ich Ihnen hier im Zusammenhang mit einer Erklärung der katholischen Kirche Österreichs einen Text des Synagogue Council of America zitiere. Meine Assoziation dabei war der Satz aus dem katholischen Dokument: »Nachfolge Jesu bedeutet, sich im Geiste Gottes für Gerechtigkeit und Frieden engagieren zu lassen.« Der Synagogue Council hat versucht, einer solchen Forderung im Geiste des Judentums nachzukommen. Auf diesem Gebiete könnte ein christlich-jüdischer Dialog eine ganz neue Dimension erhalten.

Gemeinsames in Gebet und Gottesdienst

Schliesslich wird als Gemeinsames von Juden und Christen auch auf den Gottesdienst verwiesen, die Psalmen und viele Gebete der hebräischen Bibel, wobei besonders angemerkt wird, dass das Vaterunser »ganz aus jüdischer Spiritualität« lebt. Recht knapp wird in diesem Zusammenhang auf einen Teil des Festkalenders verwiesen: Pessach – das grosse Befreiungsfest des jüdischen Volkes, die Herausholung aus Ägypten, das Nachvollziehen von Gottes Treue mit dem Volke Israel, die von Gott bestätigte Treue zu seinem Bunde mit diesem Volk. Mit Pessach, mit dem Exodus, beginnt eigentlich erst die Geschichte des Volkes Israel, vorher waren es Heilsgeschehnisse mit einzelnen, die sich von Gott ansprechen liessen und angesprochen wurden.

Dem entspricht im Christentum Ostern, als Fest der Auferstehung Jesu die entscheidende Heilstat für den christlichen Glauben. Ähnlich sind die Bezüge bei Pfingsten, der Ausgiessung des Heiligen Geistes, und bei den Juden das Erinnern an jenes Ereignis, welches den geistigen Inhalt des Judentums bedeutet: die Offenbarung am Sinai mit dem Dekalog, den Zehn Geboten, aus denen die Menschheit noch heute lebt und ohne deren Beachtung sie nicht überleben wird.

Zu den wichtigsten Glaubensunterschieden

Das katholische Dokument hat seinen Sinn auch darin, die wichtigsten Glaubensunterschiede präzise und korrekt herauszuarbeiten. Das ist aus mehreren Gründen von Bedeutung: Man muss einem Synkretismus entgegenarbeiten, der für alle total sinnlos ist und der Authentizität des jeweiligen Partners nicht gerecht wird. Man möchte Christen an ihre eigene Lehre erinnern und schliesslich, ohne Judenmission treiben zu wollen, den Juden auch darstellen, was eigentlich Inhalt christlichen Glaubens ist. Heute ist die Situation bei Christen und Juden recht ähnlich: Beide wissen über sich selbst leider nicht allzu viel, und oft fehlt eine Kenntnis von Wesentlichem.

Christen bekennen in der Dreifaltigkeit (Gott-Vater, Sohn und Heiliger Geist) einen für Juden schlechthin nicht nachzuvollziehenden Glauben. Christen sehen ferner im auferstandenen Christus den Heilsmittler. Das Judentum bedarf nicht des Glaubens an einen stellvertretenden Opfertod. Der Nachfolge Gottes, Imitatio Dei, im Judentum entspricht die Nachfolge Christi.

Christen glauben, mit Christi Tod und Auferstehung habe die Endzeit definitiv schon begonnen, allerdings ist das Heil noch nicht in Vollendung da. Mit einer Art von vorweggenommener Erlösung vermögen die Juden nichts zu verbinden, sondern sie ist erst eine zukünftige Grösse. Endgültiges Heil ist nicht von innerweltlicher Verwirklichung zu trennen. Diese Unterscheidungen in unserem Text dürften präzise und vor allem fair sein gegenüber beiden Religionen. Gerade eine solche knappe Gegenüberstellung erscheint uns für Laien nützlich.

Zu B: Die Entzweigungsgeschichte und ihre Überwindung
Wenn Sie meinen Ausführungen bisher gefolgt sind und

die Versuche verstanden haben, die tiefen inneren Gemeinsamkeiten zwischen Judentum und Christentum zu begreifen sowie das Trennende, das sich teilweise erst aus dem gemeinsamen Ursprung verstehen lässt, so taucht die Frage auf, woher denn nun eigentlich die jahrhundertalten Konflikte kommen, die zu einer Feindschaft führten, wie sie ärger nicht gedacht werden kann. Es gab ja kaum ein Verbrechen, das man den Juden nicht in die Schuhe schob, wobei wir hier nur zwei erwähnen: Ritualmord und Hostienschändungen. Die Juden wurden so lange gefoltert, bis man wenigstens bei einigen erzwungene Geständnisse bekam. Und selbst noch in der Reformation, das lehrt uns Luther, wird der Jude nicht als Partner anerkannt, sondern als Missionsobjekt begehrt. Luthers Haltung war in dieser Beziehung gradlinig; er war davon getrieben, die Juden zu Christus zu bringen. Einer von vielen Gründen, warum es zu dieser Auseinandersetzung kam, wird in unserem Text richtig angedeutet: Es sind gewisse Stellen im Neuen Testament selbst, die Anlass zu Missdeutungen gaben.

Zu 1: »Die Juden« im Neuen Testament

Es ging hier in Wirklichkeit um eine Art von Familienkonflikt, in dem die werdende Kirche sich gegen das Judentum profilieren musste, und andererseits die Juden aus ihrem Verband ausschieden, was sich in der Urkirche an unjüdischem Geiste entwickelte. Der eigentliche Kampf jedoch ging um die Heiden, und hier stiessen *Missionsbestrebungen von beiden Seiten* zusammen. Der entscheidende Ausgangspunkt für den Konflikt wird in unserem Text korrekt angegeben: »Die Spannung wurde freilich vor allem dadurch verschärft, dass Heiden in die christliche Gemeinschaft eintraten, ohne dass sie vorher in das Judentum aufgenommen worden wären.« In diesen Zusammenhang gehört auch die Polemik gegen die Pharisäer. Diese werden im NT als Feinde Jesu dargestellt, nicht weil sie sich von ihm abgrenzten, sondern weil sie mit ihm viel gemeinsam hatten; mit den Sadduzäern gibt es diese Polemik gerade nicht, hier bestanden nur geringe Übereinstimmungen.

Der betreffende Abschnitt in unserem Text über die Pharisäer sollte gerade in Kreisen der Religionslehrer sorgfältig zur Kenntnis genommen werden, denn hier handelt es sich um ein schier unausrottbares Vorurteil. Im Grunde wäre das Problem viel harmloser, würde nicht das pharisäische Judentum für das integrale Jüdesein der Spätantike stehen. Hätte man es hier mit einem verqueren Seitenzweig zu tun, brauchte man sich darüber nicht zu ereifern. Das eigentliche Problem liegt darin, dass das *pharisäische Judentum als einzige jüdische Richtung* jener Zeit ziemlich nahtlos in das rabbinische Judentum der jüdischen Tradition, also von Mischna und Gemara, überging. Sadduzäer und Essener, oder was es damals noch an Richtungen gab, etwa auch die Zeloten, verschwanden nach der Tempelzerstörung des Jahres 70. Aber die Pharisäer bildeten die Urzelle der rabbinischen Tradition. Die perpetuierte Polemik gegen das pharisäische Judentum ist so sinnlos und hat viel Schaden für unsere gegenseitigen Beziehungen angerichtet. Richtig heisst es in unserem Text: »Sie hatten ... insbesondere nach der Zerstörung des jüdischen Tempels entscheidenden Anteil an der weiteren jüdischen Geschichte.«

Von Jesus trennte sie im Grunde nicht viel. Es waren viel weniger Lehren, die sie miteinander in Konflikt brachten, als das Verhältnis der »Institution« Pharisäer zum »freien Toralehrer« Jesus, der aus einer ihm zugekommenen Vollmacht heraus die Tora frei auslegt. Im Einzelfall ist dann stets zu prüfen, ob wirklich grundlegende Unterschiede bestanden oder ob diese nicht eher das Verhältnis der Ju-

den zur werdenden Urgemeinde widerspiegeln. Dass Jesus mit einigen pharisäischen Lehrern Meinungsverschiedenheiten hatte, ist unbestritten; aber wenn man ein Blatt Talmud aufschlägt, so sind nicht selten die Kontroversen zwischen Rabbinen eher grösser als die, die Jesus mit pharisäischen Lehrern hatte. Das Vorurteil gegen die Pharisäer ist leider bis heute noch nicht beseitigt, wenn man ihre Lehre auf eine *Gesetzes- und Tempeltheologie* reduziert, wie es z. B. unlängst wieder in der katholischen Predigt in St. Ursula in Wien geschah. Als ob z. B. die pharisäische Ethik und Zukunftshoffnung keine Rolle gespielt hätten. Auf diese Weise erhält man nach wie vor ein verzerrtes Bild vom nachbiblischen Judentum sowie eine Frontstellung, die sich zwar für Predigt und Katechese eignet, weil man Gegensätze plastisch herausarbeiten kann; aber der Sache selbst wird man damit nicht gerecht.

Präzis und knapp ist die Schilderung der Sadduzäer in unserem Text: Sie waren eine priesterlich-aristokratische Partei, die mit den Römern zusammenarbeitete, die sich weigerte, die Tora wie die Pharisäer und Jesus der Zeit anzupassen und die auf ihren Vorrechten beharrte. Daher lehnten sie auch den Glauben an die Auferstehung ab, weil dieser erst spät in der hebräischen Bibel verankert wurde. »Sie lieferten schliesslich Jesus an den römischen Prokurator aus, da sie Angst vor einem politischen Aufstand hatten.«

Es zeugt schon von einem Fortschritt im heutigen christlichen Denken, dass unser Dokument sich nur relativ kurz mit der *Passion Jesu* zu beschäftigen braucht. Hier ist durch die Konzilerklärung *Nostra aetate* ein Durchbruch erreicht worden, und im allgemeinen ist eine vorurteilslose Darstellung der Passionsgeschichte heute weiter verbreitet als früher. Im übrigen finden wir ja darüber selbst im Neuen Testament zwei völlig divergierende Auffassungen: eine in den Evangelien, in denen in einer historisierenden Darstellung fast zwei Generationen nach Jesu Tod Schuldzuteilungen an Volksgruppen vorgenommen werden, um auf diese Weise in der aktuellen Situation der Urgemeinde zu dienen, sowie wenige Jahre nach Jesu Tod bei Paulus, der von geschichtlichen Einzelheiten absieht und dem es nur um das zentrale theologische Ereignis geht: Jesu Tod als Heil für die Menschheit, sein Tod und seine Auferstehung. Man könnte sagen, in den Evangelien liege das Gewicht bei Karfreitag, bei Paulus liegt der zentrale Schwerpunkt bei Ostern, wenngleich das natürlich für die Evangelien so auch nicht stimmt. Es ist im übrigen ein interessanter Prozess, wie im Laufe der Zeit immer mehr versucht worden ist, die Schuld am Tode Jesu den Juden zuzuschreiben und gleichzeitig die Römer, also Pilatus, zu entschuldigen; hier zeigt sich auch eine wichtige zeitgeschichtliche Notwendigkeit: Christen mussten im römischen Reich leben und hatten kein Interesse daran, Pilatus als den Mörder ihres Herrn darzustellen – Pilatus, den Repräsentanten Roms in Palästina.

Zu 2: Die Judenfeindschaft

Knapp wird die Judenfeindschaft während des Mittelalters abgehandelt. Besonders interessant in unserem Zusammenhang ist hier die Enterbungstheorie der *Kirchenväter*, welche die Kirche als das Neue Israel verstanden, also alle Verheissungen für Israel allein auf die Kirche übertrugen, die Juden also enterbten. Das ist z. B. auch der Grund, warum früher im christlich-jüdischen Verhältnis Röm 9–11 überhaupt keine positive Wirkung gehabt hat, obwohl der Apostel in diesem Abschnitt das Verhältnis zwischen Christen und Juden in einer ungemein souveränen Weise darlegt und so beiden gerecht wird. Man kann nicht genug rühmen, was es für einen Mann wie Paulus bedeutet, der derart im Konflikt mit den Juden sei-

ner Zeit stand, dass er dem Judentum gleichwohl seine volle Würde beliebt. Diese theologische Haltung ist leider schon allzu früh in der Kirche für Christen unerträglich geworden. So wurde Israel schliesslich enterbt. Das aber hatte nun auch ökonomisch und politisch Ungeheueres zur Folge. Juden konnten nur als Wucherer tätig sein, als Geldverleiher, andere Berufe waren ihnen meist versperrt. Sie wurden bis weit hinein in die Neuzeit aus der Gesellschaft ausgestossen, sie bildeten eine diskriminierte Randgruppe. In diesem Zusammenhang wird in unserem Text für die Situation der Juden das Schlüsselwort verwendet, das zunächst einen theologischen Sachverhalt darstellen sollte, sich dann aber rasch auf ihre soziale Situation auswirkte. Es ist das Wort »Verwerfung«. Andere Worte in diesem Zusammenhang lauteten »widerspenstig«, »ungläubig«, etc.

Es ist durchaus im Sinne christlicher Ökumene, wenn unser Text auch auf *die Haltung Luthers* eingeht. Der eine Satz über Luther ist zwar im wesentlichen richtig, gibt aber nicht die volle Tragweite von Luthers Haltung wieder. Sicher hatte Luther die Juden eingeladen, sich zu seiner Form des Christentums zu bekennen; aber bereits von Anfang an, etwa im Kommentar zu einzelnen Psalmen oder vor allem im Kommentar zum Römerbrief, betrachtete Luther theologisch die Juden als »gottlos«, weil sie meinen, sie könnten sich durch das »Gesetz« selbst erlösen, bedürften daher nicht der Gnade Christi (zu Röm 11, 26). Es ist also ein Irrtum, anzunehmen, es gäbe in Luthers theologischer Haltung zu den Juden einen Bruch. Von Anfang an gestand Luther den Juden theologisch gar nichts zu. Er blieb fest in der mittelalterlichen antijüdischen Enterbungstradition verwurzelt. Er war allerdings der Meinung, die Bekehrung der Juden wäre unmöglich, wenn man nicht zugleich ihre soziale Stellung verbesserte; man müsste auch die Feindschaft einstellen. Als seine pädagogische Methode erfolglos blieb, also auch durch ihn keine Bekehrungserfolge aufzuweisen waren, verfiel er in den bekannten groben Stil rabiater Judenfeindschaft. Theologisch hatte sich bei ihm freilich nie etwas geändert. Seine angeblich projüdische Haltung zu Anfang war immer nur ein Mittel zum Zwecke möglicher Bekehrung. Das Aufrichtige an Luthers Haltung war, dass er über alle diese Vorgänge niemanden in Zweifel liess, also jeweils durchaus präzise mitteilte, was er dachte und warum er so handelte, wie er handelte. Wir verfügen über einen Brief an den Judenvorsteher Josel von Rosheim aus dem Jahre 1537, wo es expressis verbis heisst: den Juden würde nur geholfen, »Ihr nehmt denn Euren Vetter und Herren, den lieben gekreuzigten Jesum mit uns Heiden an . . . denn um des gekreuzigten Juden willen, den mir niemand nehmen soll, möchte ich Euch Juden allen gerne das Beste tun, ausgenommen, dass Ihr meine Gunst zu Eurer Verstockung gebrauchen sollt . . .« Auch in Luthers Theologie bleiben die Juden also »verworfen und verstockt«. Man beachte die Terminologie.

Unser Text spricht weiter von den *Passionsspielen*, in denen die Judenfeindschaft zum Ausdruck kommt, ferner von wirtschaftlicher Judenfeindschaft. Es stellt sich natürlich die Frage, in welcher Weise der Antijudaismus mit der wirtschaftlichen Judenfeindschaft zusammenhängt. Es gibt keinen Zweifel darüber, dass die Juden aus pseudotheologischen Gründen aus der Gesellschaft ausgegliedert wurden und als Randgruppe eine Sonderexistenz führten, wobei ihnen vor allem nur das Zinsnehmen erlaubt wurde. Man ging dabei davon aus, dass es sich hier um eine notwendige ökonomische Funktion handelte, die aber Christen verboten war. Da die Juden als Nichtchristen verworfen waren, kam es auf eine Sünde mehr oder weniger ohnehin nicht an. Andererseits benötigte man sie jedoch als

wirtschaftlichen Faktor, aber auch als Ausbeutungsobjekt. Bis weit hinein ins 18. Jahrhundert spielte das Judenregal bei den Landesfürsten und in den Städten eine grosse Rolle. Es war für sie alle eine wesentliche Einnahmequelle und ermöglichte die Rückkehr der Juden nach vorangegangener Vertreibung. Der wirtschaftlich-soziale Antijudaismus hatte jedoch den theologischen Antijudaismus als Voraussetzung.

Damit stehen wir nun an der Schwelle zu unserer Zeit. Es ist hier nun vom *rassisch-biologischen Antisemitismus* eines Gobineau, Eugen Dühring, Houston Stewart Chamberlain die Rede bis hinein in die NS-Zeit. Es heisst wörtlich dazu: »Dieser Antisemitismus wurde von der Kirche immer wieder verurteilt, doch war er gerade auch unter Christen verbreitet, was dazu beigetragen hat, dass Hitlers Rassenwahn von vielen nicht rechtzeitig erkannt und sein Einschreiten gegen die Juden von manchen sogar begrüsst wurde.« Daran ist nichts falsch. Nur lässt sich der Rassenantisemitismus nicht vom pseudotheologischen Antijudaismus trennen, jener ist nämlich die säkularisierte Form der kirchlichen Judenfeindschaft und seine Fortsetzung. Aus dem theologisch »verworfenen« und »verstockten« Juden wurde dann die auszurottende minderwertige jüdische Rasse.

Erklärungen aus der NS-Zeit

In welcher Weise beide Formen der Judenfeindschaft von der deutschen Kirche, in diesem Fall der evangelischen, verbunden werden konnten, zeigt eine gemeinsame Erklärung der Landeskirchenführer von Hannover, Braunschweig und Kurhessen vom 23. Juni 1939: »Die national-sozialistische Weltanschauung bekämpft mit aller Unerbittlichkeit den politischen und geistigen Einfluss der jüdischen Rasse auf unser völkisches Leben. Im Gehorsam gegen die göttliche Schöpfungsordnung bejaht die evangelische Kirche die Verantwortung für die Reinerhaltung unseres Volkstums. Darüber hinaus gibt es im Bereich des Glaubens keinen schärferen Gegensatz als den zwischen der Botschaft Jesu Christi und der jüdischen Religion der Gesetzlichkeit und der politischen Messias Hoffnung.« Das ist ein ungemein erhellender Text, denn hier wird der rassistische Juden Hass mit dem pseudo-theologischen harmonisch verbunden. Ähnliches lässt sich auch nach der Einführung des Judensternes zeigen. Damals erliessen 7 evangelisch-lutherische Landeskirchen am 17. Dezember 1941 eine Erklärung, darin heisst es u. a.: »Als Glieder der deutschen Volksgemeinschaft stehen die unterzeichneten deutschen Evangelischen Landeskirchen und Kirchenleiter in der Front dieses historischen Abwehrkampfes, der u. a. die Reichspolizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden als die geborenen Welt- und Reichsfeinde notwendig gemacht hat, wie schon Dr. Martin Luther nach bitteren Erfahrungen die Forderung erhob, schärfste Massnahmen gegen die Juden zu ergreifen und sie aus deutschen Landen auszuweisen. Von der Kreuzigung Christi bis zum heutigen Tage haben die Juden das Christentum bekämpft oder zur Erreichung ihrer eigennützigen Ziele missbraucht oder verfälscht. Durch die christliche Taufe wird an der rassischen Eigenart eines Juden, seiner Volkszugehörigkeit und seinem biologischen Sein nichts geändert...« Auf katholischer Seite findet man auch in Österreich längst noch vor der NS-Zeit ähnliche Äusserungen, etwa lapidar bei F. Zach¹: »Wir sind Arier und wir sind Christen – darum müssen wir zurück zum christlich-arischen Ideal.«

¹ F. Zach, Auf der Wetterwarte der Zeit, 1919, 204 f. Im übrigen kann ich hier auf das wichtige Buch von Hermann Greive verweisen: Theologie und Ideologie, Katholizismus und Judentum in Deutschland und Österreich, 1918–1935, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1969.

Man sollte sich daher hüten, Rassenantisemitismus vom Antijudaismus aus apologetischen Gründen zu trennen, wie das gerade in jüngster Zeit wieder geschehen ist.

Zu 3: Die wichtigsten Richtungen innerhalb des heutigen Judentums

In unserem Papier werden dann im folgenden die verschiedenen Richtungen im Judentum beschrieben: das orthodoxe, das konservative und das Reformjudentum, die sich alle in ihrer heutigen Form im 19. Jahrhundert entwickelt haben, als es galt, das religiöse Erbe in die bürgerliche Gesellschaft einzubringen, in die die Juden nun allmählich aufgenommen wurden.

Zum Problem »Zionismus«

In diesem Abschnitt wird auch der Zionismus behandelt. Was darüber hier gesagt wird, darf wohl als etwas zu knapp bezeichnet werden: »Von diesen religiös unterschiedlichen Richtungen ist der Zionismus als eine nationale Befreiungsbewegung des Judentums zur Heimkehr der Juden in das Land Israel mit dem Mittelpunkt in Zion (Jerusalem) zu unterscheiden. Die zionistische Weltbewegung entstand im 19. Jahrhundert und führte 1948 zur Gründung des Staates Israel.«

Daran ist gewiss nichts falsch, nur wäre zu bemerken, dass man die politische, religiöse und historische Komponente des Zionismus schon deshalb nicht trennen kann, weil die Dimension des »Landes« und der Stadt Jerusalem in das religiöse Bewusstsein der Juden in zwei Jahrtausenden eingegangen ist. Theodor Herzl wäre zu Ende des 19. Jahrhunderts verlacht worden, wenn er nicht an etwas hätte anknüpfen können, das freilich in anderer Art immer im Bewusstsein des jüdischen Volkes vorhanden und sogar präsent war.

Im Jahre 1973 hatte sich eine bischöfliche Kommission des französischen Episkopats in folgender Weise zu diesem Problem geäussert¹. Mir scheint diese Formulierung recht adäquat zu sein: »Es ist heute schwieriger denn je, ein ausgewogenes theologisches Urteil über die Rückkehrbewegung des jüdischen Volkes in sein Land zu fällen. Angesichts dieser Ereignisse können wir als Christen in allererster Linie nicht vergessen, dass Gott dem Volke Israel einst ein Land gegeben hat, in welchem es berufen ist, sich zu versammeln... Durch diese Rückkehr und ihre Folgen wurde die Gerechtigkeit einer harten Probe unterworfen. Es handelt sich, theologisch gesehen, um ein Aufeinanderprallen mehrerer Forderungen der Gerechtigkeit. Über die legitime Vielfalt der politischen Stellungnahme hinweg kann das Weltgewissen dem jüdischen Volk... das Recht und die Mittel auf eine politische Existenz nicht versagen...« Es ist im übrigen erstaunlich, welche Mühe der Vatikan auch heute noch hat, durch ein blosses Anerkennen von Realitäten dem Staate Israel volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen².

All das bedeutet natürlich nicht, man könne heute mit der Bibel in der Hand moderne politische Grenzen ziehen. Diese müssen auf dem Verhandlungswege mit den Beteiligten ausgehandelt werden. Einen biblischen Rechtsanspruch gibt es auf ein von anderen bewohntes Land nicht. Ein gerechter Ausgleich legitimer Interessen kann daher nur im vollen Einvernehmen mit *allen* Beteiligten erzielt werden.

Zu 4: Konkrete Aufgaben

Das letzte Kapitel unseres Dokumentes hat die konkreten Aufgaben zum Inhalt. Diese folgen aus den vorangegan-

¹ vgl. dazu Erklärung vom 16. 4. 1973 (zu Pessach) in FrRu XXV/1973, S. 14 (Anm. d. Red. d. FrRu).

² vgl. dazu auch F. Mussner, Traktat über die Juden, München 1979, 34.

genen Darlegungen: Man soll sich kennenlernen, einander verstehen, nicht ohne Wissen übereinander reden. Aufklärung auf breiter Basis ist also notwendig. Man möge sich treffen, Juden und Christen sollen miteinander reden und wo es möglich ist, auch miteinander beten. Ein gemeinsames Eintreten für Frieden und Gerechtigkeit wird gefordert, theologische Vorträge und der Dialog sind anzustreben. Katholiken könnten sogar einen Schritt weitergehen und prüfen, was bei der Neuschöpfung von Gebeten und Gesängen in der Liturgie aus dem jüdischen Gottesdienst oder aus dem jüdischen Erbe übernommen werden kann. Möglichkeiten, sich über das Judentum zu informieren, bilden auch die Vorbereitungsarbeiten zu Reisen nach Israel sowie diese selbst.

Fassen wir zusammen:

Die Pastoralkommission hat unter Zustimmung der Österreichischen Bischofskonferenz einen Text vorgelegt, mit dem man arbeiten kann, der sehr viele positive Anregungen enthält, kaum vor einem der aktuellen Probleme ausweicht und für die angeschnittenen Komplexe jeweils honoräre Lösungen vorschlägt. Natürlich wird von den Autoren nicht vergessen, dass ein solches Dokument auf dem Hintergrund eines millionenfachen Mordes an Juden erfolgte.

Als ich das Manuskript zu diesem Vortrag schrieb, unterbrach ich für einen Augenblick, um am Fernsehen die Tagesschau anzusehen. Dabei kam ich zufällig dazu, den

Schluss eines Filmes über Oskar Schindler zu sehen, jenes katholischen Menschen, der während der Zeit des Judenmordes wahrscheinlich am meisten Juden gerettet hat, die ein Einzelner vor dem Tode bewahren konnte. Im Film wurde auch sein katholisches Begräbnis in Jerusalem gezeigt³ und dabei auch ein frommer Jude, der mit anderen den Sarg mit dem grossen Kreuz auf der Sargdecke trug. Nach der Beerdigung sagte dieser Jude: Sie mögen mich fragen, warum gerade ich einen Sarg mit einem Kreuz getragen habe. Der Mann, den wir hier zu Grabe trugen, war ein grösserer Mensch als die meisten anderen, Juden oder Christen^{3a}.

Hier hatte ein Jude erkannt, dass das Kreuz, für Christen und Juden gewiss ein Ärgernis auf jeweils verschiedene Weise, auch ein Zeichen mit Bedeutung sein kann, dann nämlich, wenn es Zeichen dafür ist, dass es einem Menschen gelungen ist, wenigstens ein wenig auf dem Wege weiterzukommen, den Juden Nachfolge Gottes nennen und Christen Nachfolge Christi.

³ vgl. »Requiem für Oskar Schindler«, in: FrRu XXVI/1974, S. 85 f. (Anm. d. Red. d. FrRu).

^{3a} Hingewiesen sei auf die *Dokumentation der Ackermann-Gemeinde* zu seinem 10. Todestag am 14. 10. 1984 in Frankfurt/Main. Sie enthält die dort gehaltenen Ansprachen und Erinnerungen an Oskar Schindler. Erhältlich über Ackermann-Gemeinde, Diözese Limburg, Unterweg 10, 6000 Frankfurt/Main 1 (Red. d. FrRu).

7 Theologische Fachtagung in Luzern

Bericht von Dr. Simon Lauer, Luzern

Vom 16. bis 18. Januar 1984 trafen sich im Institut für jüdisch-christliche Forschung an der Theologischen Fakultät Luzern je sieben katholische und jüdische Wissenschaftler zu einer Tagung über das Thema »Autorität und Interpretation der Heiligen Schrift in Judentum und Christentum«. Die organisatorischen Träger dieses neuartigen Unternehmens sind der American Jewish Congress und das Institut für jüdisch-christliche Forschung an der Theologischen Fakultät Luzern. Das Vatikanische Einheitssekretariat hat sich verpflichtet, mit diesen beiden Trägern zusammenzuarbeiten, ohne religiösen oder diplomatischen Druck auszuüben. Der Vertreter des Vatikans war nur in seiner Eigenschaft als Alttestamentler anwesend*. Die feste Verankerung aller Teilnehmer in ihrer Glaubensgemeinschaft schuf die innere, die strenge Dis-

ktion des Rahmens, die äussere Vorbedingung für ein offenes Gespräch.

Im Anschluss an eine besonders eindrückliche Darstellung der Gleichzeitigkeit und Gleichwertigkeit von schriftlicher und mündlicher Tora wurde gefragt, wie nachrabbinische Tradition entsteht und bestimmende Kraft bekommt, so dass sie selber wiederum Gegenstand der Deutung wird. Die Interpretation einzelner Bibelstellen im Lichte der Tradition führte – zusammen mit der Darstellung der heute zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Mittel und Methoden – zur Frage nach den theologischen und religiösen Rahmenbedingungen einer wissenschaftlichen Erforschung der Schrift.

Viele Fragen, die kaum schlüssig zu beantworten sind, wurden in aller Offenheit diskutiert, so etwa die Frage nach der genauen Bedeutung von »Inspiration«. Was bedeutet »Tora«, und welches ist ihr Verhältnis zur »Weisheit«? Wie ist der Begriff des »Bundes« in seinen verschiedenen Kontexten zu bestimmen? Auf welche Weise ist der Übergang vom Alten zum Neuen Testament zu sehen, wenn man nicht einen radikalen Bruch zwischen beiden annehmen will? Wie ist der Kanon der Heiligen Schrift entstanden? Ein besonders weites Feld harret noch der Bearbeitung: Die Geschichte der – auch im Judentum keineswegs monolithischen – Bibelauslegung. Wie könnte eine massgebende »Glaubensregel« formuliert werden? Erwägungen und Resultate dieser Tagung sollen noch in Buchform greifbar werden. Was sich kaum mitteilen lässt, aber deshalb nicht weniger wichtig ist, das ist die menschliche Wärme, die alle und alles durchwaltete.

* Nach Redaktionsschluss: vgl. dazu in dem vom »Sekretariat zur Förderung christlicher Einheit« herausgegebenen »Information Service« Nr. 56, 1984/IV, S. 119:

»After many – and sometimes difficult – negotiations, it was decided to accept the invitation coming from the Institute of Judaean-Christian research of the Catholic Theological Faculty in Lucerne, to assist them with our advice in the theological exchange they had in programme with the American Jewish Congress. A first meeting took place in Lucerne itself, from Jan 15th to 18th, 1984, on the subject: »The Authority and Interpretation of the Bible in Judaism and Christianity«. The secretary of the Commission took part as a private scholar. This new venture seems promising and has proved already fruitful. A book will be published with the papers presented at Lucerne and other contributions of the participants ...«